

Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 1: «Das einsame Leiden der Legastheniker»

Wo: Beobachter

Wer: Conny Schmid

Wann: 20. Dezember 2018

«Wenn die Mutter fragte, wie es in der Schule war, antwortete Moritz* manchmal: «Ich kann ja eh nichts!» Abends plagte ihn Kopfweh, morgens Bauchweh – dazwischen kämpfte er gegen den Schulfrust.

Seine Mutter, Christine Fischli*, erinnert sich an eine Prüfung über Bienen. «Er wusste wirklich alles über die Viercher.» Aufs Papier brachte Moritz aber nur schiefen Buchstaben und krumme Sätze. Der Bub ist Legastheniker, sein Gehirn verarbeitet Laute und Buchstaben anders als andere. Er ist sehr langsam beim Lesen, versteht Texte schlecht. Und die Rechtschreibung – ein Mysterium für ihn.

Bis das allerdings einer feststellte, verstrichen Jahre. Dabei ging Moritz regelmässig zur Logopädin – seit dem Alter von vier Jahren. Trotz vielem Üben auch zu Hause hatte er kaum Erfolgsergebnisse. «Viele Übungen waren zu schwierig für ihn und lösten nur Stress aus», sagt Fischli. «Auch ständiges Wiederholen änderte daran nichts.»

Als Moritz in der vierten Klasse war, schritten die Eltern zur Tat. Sie liessen ihn entgegen der Meinung der Logopädin beim Schulpsychologen abklären. Legastheniker ist man laut Definition der Weltgesundheitsorganisation, wenn die Lese- und Schreibfähigkeiten deutlich schlechter sind, als es die Intelligenz erwarten liesse. Betroffen sind acht bis zehn Prozent der Kinder. Der Schulpsychologe stellte fest: auch Moritz.

Seither darf er Aufsätze auf dem Tablet schreiben – mit Rechtschreibkorrektur. Er hat länger Zeit bei Prüfungen, die Aufgaben werden ihm vorgelesen. Weil Legasthenie als Beeinträchtigung gilt, hat er Anspruch auf diesen sogenannten Nachteilsausgleich. Inhaltlich wird Moritz' Leistung gleich benotet wie bei allen anderen, denn dümmer ist er ja nicht. Statt zur Logopädin geht er seit dem Sommer zu einer Legasthenentrainerin und macht grosse Fortschritte – endlich. «Uns wurde immer wieder gesagt, er brauche einfach länger als andere Kinder. Wir haben viel wertvolle Zeit verloren», sagt seine Mutter.

Dass eine Logopädin jahrelang erfolglos therapiert und trotzdem keinen Anlass für eine Abklärung sieht, ist sicher

nicht der Normalfall. Dass Legastheniker keine ausreichende Förderung erhalten, kommt aber immer wieder vor. Moritz' heutige Trainerin betreut gleich mehrere Kinder mit ähnlichen Geschichten. Auch beim Schweizer Dyslexieverband klingelt das Sorgentelefon oft aus diesem Grund. «Es gibt zuhauf legasthene Kinder, die im heutigen Schulsystem untergehen», sagt Vizepräsidentin Monika Brunsting, auf Lernstörungen spezialisierte Psychotherapeutin.

Typischerweise sähen betroffene Kinder gar nie eine Logopädin. «Sie werden zusammen mit anderen Kindern mit ganz anderen Beeinträchtigungen von einer schulischen Heilpädagogin gefördert», sagt Brunsting. Das führt oft dazu, dass man ihre Probleme nicht gezielt angehen könne. «Reine Rechtschreib- und Wiederholungsübungen bringen einem Legastheniker meist nichts.»

So war es auch beim 13-jährigen Corsin*. Kurz vor dem Übertritt in die Oberstufe hat eine Logopädin bei ihm eine isolierte Rechtschreibstörung diagnostiziert. In den ersten zwei Schuljahren hatte man ihn in eine Deutsch-Fördergruppe eingeteilt – zusammen mit fremdsprachigen Kindern. «Man erkannte bei ihm wohl den Förderbedarf. Aber wie gezielt sein eigentliches Problem dabei angegangen wurde, weiss ich nicht», sagt seine Mutter, Sophie Hirscher*. Besser wurde es jedenfalls nicht.

Ab der dritten Klasse sollte Corsin dann doch in die Logopädie, doch es gab eine lange Warteliste. Erst im Jahr darauf wurde ein Platz frei. Danach dauerte es nochmals zwei Jahre, bis endlich klar war, warum ihm die Rechtschreibung so schwerfällt. «Uns wurde stets gesagt, man müsse zuerst abwarten, wie er sich entwickelt», sagt Hirscher.

Wie häufig Legastheniker lange unentdeckt bleiben, ist unbekannt. Zahlen gibt es nicht. «Legastheniker stören den Unterricht in der Regel kaum. Sie gehen unter, weil die Heilpädagogen sich zuerst um die Kinder mit Verhaltensproblemen kümmern müssen», so Expertin Brunsting.

[...] Die meisten Kinder machen anfangs viele Fehler. Typische Legastheniker-Fehler gibt es aber nicht. «Eine Abklärung verursacht einen relativ grossen Aufwand. Es braucht



Berichte, Kostengutsprachen und zudem das Einverständnis der Eltern, die sich manchmal auch sträuben», sagt Katharina Beglinger vom Heilpädagogenverband. «Es kann daher vorkommen, dass die Dringlichkeit einer Abklärung spät erkannt wird.»

Genau das sei das Problem, sagt Fachfrau Monika Brunting. Bevor die integrativen Schulungsformen eingeführt wurden, habe es eine Abklärung zwingend gebraucht, um überhaupt Förderung zu erhalten. «Da hat man von Anfang an genauer hingeschaut.»

Für die Entwicklung der betroffenen Kinder wäre es jedenfalls wichtig, dass ihre Störung möglichst früh behandelt wird. Die Neurowissenschaftlerin Silvia Brem formuliert es so: «Legasthenie ist teilweise genetisch bedingt und wächst sich nicht einfach aus. Man kann aber mit der richtigen Unterstützung verhindern, dass sie wirklich zum Problem wird.»

Brem forscht an der Universität Zürich und arbeitet unter anderem mit Hirnscans. Diese zeigen: Bei Legasthenikern

werden die für die komplexen Vorgänge zuständigen Hirnareale weniger stark aktiviert als bei Nichtlegasthenikern. Zugleich sind oft zusätzliche Hirnareale beteiligt, die normalerweise beim Lesen nicht aktiv sind. Sie springen ein, obwohl sie gar nicht zuständig wären, vermutet Brem. «Deshalb ist der Lernprozess für Legastheniker auch so anstrengend.» Sie müssten sich alles mühsam erarbeiten und einprägen. «Das automatische Lernen funktioniert bei ihnen weniger gut.»

Wenn Legasthenie nicht erkannt wird, hat das weitreichende Folgen. Lesen und Schreiben ist in vielen Schulfächern unabdingbar und wird mitbewertet. Für Legastheniker bedeutet das nicht selten schlechte Noten auch in Gebieten, in denen sie eigentlich Bescheid wissen. «Auf Dauer kann das Schulfrust, Depressionen oder sogar Suizidgedanken auslösen», sagt Forscherin Silvia Brem. [...]»

Verbandssektionen

Delegationen der LVB-GL besuchten die Generalversammlungen der Verbandssektionen VSF, VTGHK und GBL.

Der VTGHK beschloss seine Auflösung und vermacht einen Grossteil seines Vereinsvermögens dem LVB. Die bisherigen VTGHK-Mitglieder wurden den Regionalsektionen zugeordnet.

Neu können auch schulische Sozialpädagoginnen und -pädagogen LVB-Mitglieder werden; sie werden der Verbandssektion VSF (Verband Spezielle Förderung) zugewiesen.

Vernehmlassungen u.ä.

Der LVB bezog alleine oder im Verbund mit der ABP Position zu diesen Vorlagen: Mitbericht zum MAG-Auswertungsbericht; Vernehmlassung Modellumschreibungen Primar und Sek; Teilrevision des Personaldekrets; Konsultation zum Szenario-Entscheid betr. der künftigen Ausstattung von kantonalen Schulen mit persönlichen IT-Geräten; Befragung zum Weisungsrecht von Schulleitungen; Anhörung zu den überarbeiteten Ergebnisrückmeldungen Checks, Abschlusszertifikat und Profilvergleich im Bildungsraum Nordwestschweiz; Anhörung zum Entwurf der neuen Lehrmittelverordnung.

Weisungsrecht der Schulleitungen

Im Rahmen dieser Befragung machte sich der LVB dafür stark, das pädagogische Weisungsrecht der Schulleitungen klarer zu definieren, um so insbesondere die didaktisch-methodische Freiheit der Lehrpersonen zu schützen. Der LVB befürwortet auch Sanktionsmöglichkeiten gegenüber Schulleitungsmitgliedern, die ihre Kompetenzen überschreiten respektive sich nicht an geltende Bestimmungen halten.

Website

Umfassende Vorbereitungsarbeiten zur Aktualisierung und Attraktivierung der LVB-Website laufen seit langer Zeit. Wir hoffen, das Ganze im Frühling abschliessen und aufzuschalten zu können.

Perle 2: «Lehrer sollen zu «Heilpädagogen light» werden»

Wo: NZZ am Sonntag

Wer: René Donzé

Wann: 27. Januar 2019

«Jeden Frühling präsentiert das Volksschulamt des Kantons Zürich die Zahl der offenen Lehrerstellen, jedes Mal geht sie in die Hunderte. Auch dieses Jahr wird es nicht anderes sein. Und in vielen anderen Kantonen sieht die Situation ähnlich aus: Vor allem der Mangel an Heilpädagogen ist eklatant – jenen Fachkräften also, die sich um verhaltensauffällige, lernschwache, behinderte Kinder oder Hochbegabte kümmern. Das liegt zum einen daran, dass zu wenig ausgebildet werden, es liegt aber auch daran, dass die Zahl der integrierten Sonderschüler stetig wächst.

«Es gibt Schulen, in denen die Situation prekär ist, andere haben keine Probleme», sagt die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner (CVP), die auch die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren präsidiert. «Für den Kanton

insgesamt ist der Mangel an Heilpädagogen eine grosse Herausforderung.» Bis im Sommer werden zwar jeweils alle Stellen besetzt. Doch sind nur gerade 60 Prozent dieser Heilpädagogen ausgebildet, 20 befinden sich in Ausbildung, 20 sind nicht qualifiziert.

Letztere müssten nach drei Jahren im Dienst die Ausbildung in Angriff nehmen. Oder aufhören. «Die Folge ist, dass wir eine grosse Fluktuation haben. Die Teamarbeit leidet, gewisse Abklärungen bleiben einfach liegen», sagte eine Heilpädagogin kürzlich an einem Podium der interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich. Das Problem ist: Die Ausbildungsplätze sind kontingentiert. Die Kantone finanzieren nur eine beschränkte Anzahl Plätze pro Jahr.

Um diese Probleme zu lösen, lanciert die Hochschule nun ein neues Angebot. Intern ist die Rede von einer «Heilpädagogin light»: Lehrer können sich in Modulen in heilpädagogischen Themen weiterbilden. «Die Idee ist, dass Lehrerinnen und Lehrer schrittweise ihre Kompetenzen ausbauen», sagt Rektorin Barbara Fäh. «Unser Ziel ist weniger eine «Heilpädagogin light» als vielmehr eine «Lehrperson forte»», sagt Fäh.

Gestartet wird im Herbst 2020. Am Ende kann die Ausbildung zu einem Master-Abschluss als Heilpädagogin führen. «Das führt zu einer neuen Form der Laufbahngestaltung für Lehrpersonen», sagt Fäh. Das Angebot entsteht in Kooperation mit den Pädagogischen Hochschulen der Deutschschweiz. «Wir wollen unseren Lehrpersonen ermöglichen, sich schrittweise heilpädagogisch weiterzubilden», sagt Heinz Rhyn, Rektor der Pädagogischen Hochschule Zürich. Dahinter steht nicht zuletzt die Idee, dass es weniger voll ausgebildete Heilpädagogen braucht. Das jedenfalls erhofft sich Bildungsdirektorin Silvia Steiner: «Eine Stärkung der Lehrpersonen hat zum Ziel, einen weiteren Anstieg des Bedarfs an Heilpädagogen zu vermeiden», sagt sie. Die Rechnung ist einfach: Wenn Lehrer über sonderpädagogisches Fachwissen verfügen, brauchen sie weniger externe Hilfe.

Heute ist ob all der Stütz- und Fördermassnahmen in gewissen Klassen ein Kommen und Gehen von Spezialisten. Wie eine Auswertung dieser Zeitung von 2016 in einem Zürcher Schulhaus zeigte, gab es dort pro Klasse mit 22 Schülern im Durchschnitt 19 besondere Massnahmen: Integrierte Förderung, Sonderschulung, Logopädie, Deutsch als Zweitsprache und Begabtenförderung. Einzelne nahmen auch mehreres in Anspruch. Dies führt zu Unruhe im Klassenzimmer und braucht viele Absprachen.

Die Lehrer sind nicht glücklich ob der Idee der Bildungsdirektion. Sie befürchten, dass ihre Belastung weiter steigt: «Wir wehren uns vehement dagegen, dass die Lehrpersonen zusätzlich noch heilpädagogische Verantwortung übernehmen müssen», sagt Christian Hugi, Präsident des Zürcher Lehrerverbands.

Als vor zehn Jahren die Integration eingeführt wurde, sei den Lehrern zusätzliche Unterstützung versprochen worden. Diese könne man jetzt nicht einfach schlechend wieder abbauen. Auch aus Sicht der Schüler sei das schlecht. «Die Kinder haben Anrecht auf eine gute und intensive Unterstützung.»

Grundsätzlich seien Weiterbildungen gut, sagt Hugi, doch müssten sich diese beim Lohn auswirken. «Mit zunehmender Befähigung sollte der Lohn entsprechend steigen.» Das bleibt Wunscheden. Eine Abkehr vom heutigen Lohnsystem «ist zurzeit nicht in Diskussion», sagt Silvia Steiner.

Das Ziel ist klar: Man will die Zahl der Sondermassnahmen begrenzen und die Kosten im Griff halten. An der Veranstaltung an der Hochschule für Heilpädagogik warnte Philippe Dietiker vom Zürcher Volksschulamt davor, nach immer mehr Heilpädagogen zu rufen: «Die Frage ist, wie viele Schüler wollen wir als Förderfälle bezeichnen und mit speziellen Massnahmen versehen, und wo wollen wir die Mittel nicht lieber zur Stärkung der Regelklasse einsetzen?»

Denn nicht nur an Heilpädagogen wird es in Zukunft mangeln, sondern auch an gewöhnlichen Lehrern. Die Zahl der Primarschüler steigt im Kanton Zürich bis 2033 um 18 Prozent. Jene der Sekundarschüler sogar um 27 Prozent.»

Perle 3: «Worin besteht eine gute Erziehung?»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Otfried Höffe

Wann: 31. Dezember 2018

«[...] Wie nur wenige wissen, ist der überragende Philosoph der Neuzeit, Immanuel Kant, nicht bloss ein Erkenntnistheoretiker, ferner Moral-, Rechts- sowie Geschichts- und Religionsphilosoph. In sein enzyklopädisch weites Denken fällt auch die «Erziehungskunst», über die er in Kenntnis der damals aktuellen Reformpädagogik und unter Bezug auf Rousseaus Werk «Über die Erziehung» vier Mal öffentliche Vorlesungen hält.

Kant gemäss darf der Mensch im Laufe der Erziehung nicht «bloss dressiert, abgerichtet, mechanisch unterwiesen» werden. Denn gute Erziehung bezweckt Aufklärung. Darunter ist nicht zu verstehen, was der Ausdruck metaphorisch bedeutet: in eine bisher verworrene Welt Klarheit oder in eine bisher dunkle Welt Licht zu bringen. Denn letztlich zählen für die Aufklärung weder Kenntnisse noch kognitive Eigenschaften, sondern charakterliche Leistungen. Gemäss Kants vielzitiertem «Wohlspruch der Aufklärung» – «Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!» – kommt es auf jene geistige Anstrengung und Courage, die das Entscheidende, das selbständige Denken, ermöglicht, an.

Offensichtlich ist der Weg zu diesem Ziel nicht leicht. Nach Kant findet er in vier sachlich aufeinander aufbauenden Stufen statt. Die Erziehung, die nicht aus zufälligen Vorlieben, sondern aus gut begründeten Prinzipien zu erfolgen habe, beginne mit der Disziplinierung. Denn in seinen jungen Jahren – das müssen Lehrer wie Eltern insbesondere während der Pubertätszeit oft genug erfahren, nicht selten auch noch später – folgt der Mensch gern seinen Launen, den jeweiligen Einfällen und Flausen, zu denen nicht selten eine Mutwilligkeit hinzukommt. Schüler wollen die Geduld ihrer Lehrer austesten, sogar ihre Autorität infrage stellen, weshalb Disziplinschwierigkeiten das gesamte Lehrersein zu begleiten pflegen.

Letztlich kommt es bei der Disziplin aber nicht darauf an, den Eltern und Lehrern den Umgang mit den ihnen anvertrauten Jugendlichen zu erleichtern. Vielmehr geht es um das Wohl der Heranwachsenden. Um der Fähigkeit willen, selber Ziele und Wege ihres Lebens zu wählen, müssen sie nicht etwa alle spontanen Antriebskräfte unterdrücken, wohl aber von ihrem etwaigen Despotismus frei werden.

Die laut Kant nächste Stufe steht beim Schulunterricht häufig im Vordergrund: die Vermittlung von zunächst elementaren Fertigkeiten wie Lesen, Schreiben und Rechnen, später von anspruchsvolleren Fähigkeiten, weiterhin von Kenntnissen und anderen «Stoffen». Im Blick auf die Ver-

wendbarkeit für vielfältige Zwecke spricht Kant von Kultivieren. In diesem grundlegenderen Sinn ist nicht kultiviert, wer sich durch gute Umgangsformen auszeichnet, sondern wer, von einer zu engen Bindung an die Bedürfnisse der Gegenwart frei, sich dank vielfältigen Geschicklichkeiten für eine sich wandelnde Welt vorbereitet, wer für sie offen ist.

Die dritte Erziehungsstufe kann mit Kant «Zivilisieren» heißen, weil man hier zum Bürger zu erziehen ist. Allerdings genügt es nicht, ein mündiger Staatsbürger zu werden, man muss zum umfassenden Mitbürger werden. Dazu gehört eine Fähigkeit, die manche Pädagogik unter-, andere überbewertet. Man muss für seinen eigenen Lebensunterhalt sorgen können. Aus diesem Grund muss der Heranwachsende durchaus im Gegensatz zu einer Ökonomisierung von Bildung und Ausbildung spielen dürfen. Das Kind soll aber auch, betont Kant, arbeiten lernen.

Der gute Bürger braucht nicht nur die Charaktermerkmale, die manche Pädagogik ausschliesslich betont und die nach Kant zu der vierten, krönenden Stufe, der Moralisierung, gehört: Ehrlichkeit, Fairness, Mitgefühl und soziale Verantwortung. Denn es ist zweifellos richtig, dass der Mensch kein Tausendkünstler werden darf, der sich zwar auf alles versteht, sich aber auch gewissenlos auf alles einlässt. Das verhindert die zusätzliche Stufe einer Erziehung zur Moral. Nicht minder wichtig sind Charaktereigenschaften, die zu einem erfolgreichen Leben genauso erforderlich sind, die der realitätsoffene Moralphilosoph Kant daher nicht unterschlägt: Menschen wollen sich hervortun. Nicht nur im Sport, sondern auch in anderen Schulfächern wollen sie die Mitschüler überflügeln und auf keinen Fall das bemitleidenswerte Schlusslicht bilden.

Zu diesem Zweck, aber nicht seinetwegen allein muss ein guter Lehrer fähig sein, die Schüler zu den ihnen möglichen Höchstleistungen zu motivieren. Dabei sind Elemente von Wettbewerb nicht a priori auszuschliessen. Gemäss Kants Formel der ungeselligen Geselligkeit ist der Mensch nämlich sowohl ein Kooperations- als auch ein Konkurrenz- und Konfliktwesen. Und nur wegen dieser Doppelnatur sieht sich der Heranwachsende herausgefordert, auch unter Anstrengungen seine eigenen Talente zu entfalten und sowohl sich selbst als auch der Gesellschaft zum Aufblühen zu verhelfen. [...]»

Perle 4: «Was Kinder wirklich brauchen»

Wo: Basellandschaftliche Zeitung

Wer: Mario Andreotti

Wann: 8. Januar 2019

«Die Geschichte der abendländischen Bildung beweist es: Kinder lernen heute nicht anders als vor 100 oder auch 200 Jahren. Sie haben im Grunde keine anderen Bedürfnisse, wenn man ihnen in Elternhaus und Schule genügend Entfaltungsmöglichkeiten für ihr Lernen und für das Spiel mit anderen bietet. Was hingegen schnell und nachhaltig gelingt, ist die Möglichkeit, Kinder auf Bildschirmmedien und auf passiven Konsum zu lenken. Dabei sind fast immer kommerzielle Interessen im Spiel.

Anders gesagt, heisst das: Nicht der Mensch mit seinen Anlagen und Bedürfnissen hat sich gewandelt, sondern vielmehr der Markt, der mit der Vielfalt seiner Angebote, schon bei Kleinkindern, durch die Werbung Bedürfnisse erst weckt. Und die Eltern? Sie unterstützen das Ganze, wenn sie ihre Kinder, vielfach aus Unwissenheit, Nachgiebigkeit oder Bequemlichkeit, vor Bildschirmen und Displays «parken».

Statt Kindergärten und Primarschulen mit Smartphones und Tablets hochzurüsten, sollten wir Kindern wieder Zeit und Raum für ihre altersgerechte Entwicklung mit altersgemässen Lehrmitteln einräumen. Kindergärten und Primarschulen, vor allem in der Unterstufe, brauchen Spielzeugkästen, Pinsel und Farben, Bleistifte und Papier, Rhythmus- und Klanginstrumente, Spielzimmer und grosse Pausenhöfe, Zeit zum Zuhören und Erzählen, zum Singen, Malen und Spielen – keine Smartphones und Tablets.

[...] Es ist eine pädagogische Binsenwahrheit: Mit Kindern muss man sprechen, damit sie selber sprechen und so ihren Wortschatz und ihr Sprachgefühl entwickeln. «Sprich mit mir» ist eine grundlegende Forderung von Kindern an ihre Eltern, denn das Ich-Bewusstsein entwickelt sich nur in Kommunikation mit dem Du [...].

Wenn Eltern das persönliche Gespräch mit dem Kind nachlässigen, weil sich die digitale Kommunikation mit dem Smartphone in den Vordergrund drängt, der ständige Blick auf das Display unbemerkt zur Routine wird, dann fehlt das Allerwichtigste, was das Kind benötigt, um gesund aufzuwachsen, sich geistig und emotional entwickeln zu können: die Kommunikation mit seinen engsten Bezugspersonen – den Eltern.

Neuere entwicklungs- und lernpsychologische Studien belegen es: Kinder sollten eine gewisse intellektuelle Entwicklung durchlaufen haben, zu der Wahrnehmung, Gedächtnisleistung und Sprachbeherrschung gehören, bevor sie sinnvoll an Computern arbeiten und mit Smartphones um-

gehen können. Das dürfte realistischerweise nicht vor dem zwölften Lebensjahr der Fall sein. [...]

«Natürlich müssen wir unseren Schülern auch den Umgang mit den neuen Medien beibringen. Aber wir dürfen damit nicht schon in der Grundschule anfangen, nicht in jedem Schulfach und wir brauchen keine Laptop-Klassen», sagt Josef Kraus, der Präsident des deutschen Lehrerverbandes. Er wirft der Politik vor, aus rein ökonomischen Überlegungen nur an die Förderung der Digitalisierung zu denken. Stattdessen wäre es sinnvoller, in Schulbibliotheken zu investieren, um die Lesefähigkeit der Kinder zu fördern. Denn Lesen ermöglicht Lernen.

Zwar gibt es bereits Gegenstimmen, die behaupten, digitale Bildung sei in Zukunft ganz ohne die Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen zu erwerben. Doch der Blick auf Kinder mit zum Teil erheblichen Leseschwächen, die zu Lernschwierigkeiten, Schulversagen und letztlich zu Problemen im späteren Erwerbsleben führen, zeichnet ein anderes Bild. Das müsste uns endlich hellhörig machen.»

Perle 5: «Kinder werden überfordert»

Wo: Rundgang – Magazin für Unterricht und Bildung, Ausgabe 01/2019

Wer: Allan Guggenbühl, interviewt von Yvonne Bugmann

Wann: Januar 2019

«Wir wollen, dass sich Kinder und Jugendliche gut entwickeln. Das ist auch gut so. Das Problem ist jedoch: Wir übertreiben. Im Bemühen, ihnen das Beste zu geben, stehlen wir ihnen die Kindheit. Wir lassen sie nicht mehr alleine, wollen jeden Moment nutzen, um sie zu fördern. Man glaubt Defizite zu erkennen, die man sofort beheben muss, entwirft Trainingsprogramme – bei Eigenschaften, die zur Kindheit gehören und sich auswachsen.

[...] Um Kompetenzen im sozialen Bereich zu entwickeln, etwa Respekt oder den Umgang miteinander, sind Vorbilder ganz wichtig. Was Kinder effektiv mitnehmen, ist jedoch nicht berechenbar. Viele Schulen verlangen eine Normalität im Verhalten, die Erwachsene selbst nicht vorleben. Erwachsene benehmen sich ja auch oft daneben. [...] Außerdem unterschätzen wir Kinder. Sie erkennen zum Beispiel sehr früh Gefühle. In der Primarschule gibt es jedoch peinliche Programme, durch die Kinder mithilfe von Smileys ihre Gefühle erkennen sollen. Das ist eine Beleidigung der kindlichen Intelligenz.

[...] Ich beobachte, dass sich vor allem Jungen in der Schule nicht mehr wohlfühlen. Heute herrscht die Ansicht vor, dass Kinder mithilfe von Tablets automatisch selbst lernen. Sich selbst organisieren können viele erst im Erwachsenenalter und noch nicht mit zwölf. Schon vor 100 Jahren glaubte man, dass sich Schüler dank Enzyklopädien Wissen selbst aneignen [...]. Doch damals wie heute gilt: Bildung wird über die Auseinandersetzung mit Menschen vermittelt. Dies können weder Enzyklopädien noch Tablets ersetzen.

[...] Jungen haben [...] viel mehr Probleme in der Schule als Mädchen. Es gibt mehr männliche Schulverleider, mehr Konflikte. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht nur biologisch, sondern auch psychologisch. [...] Im Gegensatz zu Mädchen reagieren Jungen besser auf Befehle als auf sachte Hinweise. Sie gruppieren sich gern im Kollektiv, das selbstständige Arbeiten kommt ihnen nicht entgegen. Sie lernen, weil die Gruppe lernt, während Mädchen gerne die

Erwartungen der Lehrpersonen erfüllen. Mädchen sind psychologisch geschickter, sie merken eher, was die Lehrperson will, und verhalten sich entsprechend.

[...] Es gibt zu viele Lehrpersonen pro Klasse. Die Anbindung an eine Lehrperson wird dadurch schwieriger. Oft haben Kinder sogar schon in der 2. Klasse mehrere Lehrpersonen! Kinder brauchen eine Bezugsperson, jemanden, der sie mag, jemand, der sich für sie engagiert, sich um sie kümmert. Diese Aufgabe sollte die Lehrperson übernehmen. Die Beziehung ist zentral, nur so können die Kinder Konflikte durchstehen, Emotionen entwickeln und Gefühle zulassen.

[...] Wichtig ist, dass Kinder in eine eigenständige Welt eintauchen können. Kinder lernen im Kontakt zu anderen Kindern, was eine Freundschaft, Verrat, ein Versprechen ist. Sie lernen den Umgang mit Mitmenschen. Doch dafür muss man ihnen Zeit lassen. Heute ist die Freizeit der Kinder oft verplant.

[...] Der Druck hat zugenommen, insbesondere die Anpassungsforderungen an das soziale Verhalten. Das Kind muss einem bestimmten Profil entsprechen. Das führt bei manchen zu einer Desorientierung, da sie das Gefühl haben, nicht zu genügen, so wie sie sind.

[...] Soziale Kompetenzen erwerben sich Kinder vor allem im realen Leben. Selbstständigkeit lernen sie zum Beispiel, wenn sie selbstständig sein müssen. Soziale Kompetenzen kann man nicht künstlich antrainieren.

[...] Gut wäre, wenn sich die Anzahl der Lehrpersonen und anderer Bezugspersonen auf höchstens drei beschränkt. Zudem sollte die Schule weniger auf Programme fokussieren, sondern mehr auf die Begegnung zwischen Lehrer und Schüler, die Schule lebt von der Begegnung. Auch soll die Schule die Kinder mehr einspannen, ihnen verantwortungsvolle Aufgaben übergeben.»